

## Die andere Frau

Ihr Mann ist ein langsamer Esser. Er isst, als wäre es eine Aufgabe, die er zu erledigen hat, links hält er die Gabel, rechts das Messer, er kaut gründlich und lange. Er macht den Eindruck, er würde beim Essen intensiv über etwas nachdenken, aber sie sind beinahe dreißig Jahre verheiratet und Judith weiß, dass es nicht so ist.

Mit der Gabel zerdrückt Stefan die letzten Kartoffeln auf seinem Teller zu Brei und salzt nach.

Judith hat den Augenblick verpasst, zu erzählen, was passiert ist. Sie ahnt, dass sie ihn nicht verpasst, sondern absichtlich verstreichen hat lassen, was nicht geschehen wäre, hätte Stefan etwas bemerkt. Hätte er gefragt: „Ist etwas mit dir?“, hätte sie sagen können: „Hör zu Stefan. Ich war mit dem Hund im Wald. Gerade als ich oben beim Wegstock war, hat er sich losgerissen und ist davongelaufen. Ich hab fast eine Stunde nach ihm gesucht, bis ganz nach unten, auf die andere Seite des Hügels musste ich. Hast du gewusst, dass dort ein Bach ist? Dort jedenfalls hab ich ihn gefunden. Er hat sich nicht bewegt, ist einfach da gestanden und hat gewinselt. Und dieses Winseln, das war ein Geräusch, ich kann es dir gar nicht beschreiben. Ich hab verstanden, dass da etwas ist. Aber ich hab sie nicht gesehen, weil ihr Gewand die gleiche Farbe hat wie das Laub, auf dem sie liegt. Als würde sie einen Schneeengel machen wollen. Nur ihr Gesicht ist ganz weiß. Ich hab sofort gewusst, dass sie tot ist. Nicht lange, aber lange genug, dass mir gar nicht eingefallen ist, an eine Reanimation zu denken, immerhin bin ich Krankenschwester. Ich glaube, sie hat es kommen gespürt und sich deswegen so hingelegt. Einen Herzinfarkt vielleicht, oder einen Hirnschlag, eine Lungenembolie. Es gibt so vieles. Darüber habe ich nachgedacht, das weiß ich noch. Aber ich kann mich nicht mehr erinnern, wie ich heimgekommen bin, das fehlt mir, ich weiß nur, dass ich kurz vor zwölf wieder zu Hause war. Der Tag ist einfach so vergangen. Jetzt wirst du dich fragen, ob ich die Polizei angerufen hab, weil dass ich dich nicht angerufen hab, das weißt du schon, sonst würde ich dir das alles nicht erzählen, und ich kann dir nur sagen: Nein, ich hab die Polizei nicht gerufen und ja,

Verena Bruckner liegt immer noch im Wald und nein, ich kann dir nicht sagen, warum, also bitte frag mich nicht.“

All diese Sätze stecken in Judiths Schädel. Sie hat einmal gelesen, dass der Schädelknochen einer Frau im Schnitt sieben Millimeter dick ist, der eines Mannes aber nur sechseinhalb. Vielleicht, weil Frauen öfter Gefahr laufen, erschlagen zu werden. Oder weil in ihren Köpfen so viele Gedanken passieren, die nicht hinausdürfen, die eingesperrt bleiben müssen, weil sonst alles zusammenbrechen würde, denkt Judith, Ehen, Familien, die Welt, all das kann nur funktionieren, wenn jemand schweigt.

Stefan legt das Besteck quer über den Teller und schiebt ihn seufzend von sich.

„Ich geh mit dem Hund, bevor die Nachrichten anfangen“, sagt er.

„Mach das“, antwortet Judith.

Während Stefan mit dem Hund draußen ist, spült sie das Geschirr. Wenn Judith den Kopf hebt, sieht sie ihr verschwommenes Abbild im Fenster über der Spüle, sie sieht durch sich hindurch, in die Nacht auf der anderen Seite des Glases. Ihr Haus steht auf einer Anhöhe, bei Tag hat man einen weiten Blick über das Land, aber Judith braucht kein Licht, um den von Wald bedeckten Hügel zu sehen, die Straße an seinem Fuß und die Felder, die sich rechts davon erstrecken. Zwischen Wald und Straße steht ein längliches, einstöckiges Haus, der letzte Rest eines Aussiedlerhofes, dessen Stall und Scheune schon lange nicht mehr sind. Ein Schotterweg führt von der Straße zu dem Haus, verschwindet dahinter im Wald. Der Garten ist verwildert, wo keine Büsche und Bäume wachsen, steht kniehoch die Wiese. Vor dem Haus ist ein Fliederbusch, an einem seiner Äste hängt etwas, das aufblitzt, wenn Sonnenlicht darauf fällt. Das Blitzen hat Judith schon oft innehalten und aus dem Fenster sehen lassen, zu dem Haus, das so alleine dort steht, wie Verena Bruckner in ihm lebt. Man könnte es für unbewohnt halten, wären da nicht die zwei Mülltonnen am verrosteten Gartenzaun und der elegante, schwarze Mercedes, ein Modell aus den frühen 1980er Jahren, das genauso wenig in die Gegend passt, wie seine Besitzerin. An allen Abenden vor diesem hat Judith beim Abwaschen Licht hinter den Fenstern gesehen.

Hat an die Frau gedacht, die dort wohnt und die bei Nacht lebt, was Judith weiß, weil sie nach den Nachtdiensten im Altenheim eine halbe Woche braucht, um wieder in einen normalen Rhythmus zu finden. Weil sie dann auch bis spätabends wach ist wie Verena Bruckner, die erst vor fünf oder sechs Jahren aus der Stadt hergezogen ist, von der gesagt wird, sie halte sich für etwas Besseres, weil sie sich noch nie im Wirtshaus oder beim Feuerwehrball hat blicken lassen, und über die man kaum etwas weiß, außer dass sie Fotografin ist, aber keine, bei der man Passfotos machen kann.

Im trüben Wasser tastet Judith nach dem Gummistoppel, das Becken leert sich mit einem nassen, saugenden Geräusch. Sie könnte es Stefan sagen, wenn er mit dem Hund zurückkommt, könnte sagen: „Ich weiß nicht, warum ich es dir nicht erzählt habe, aber...“ Sie versucht auszuformulieren, was hinter dieses *aber* gehört, doch wo sich der Gedanke nicht greifen lässt, da finden sich auch keine Worte.

Als der Wecker klingelt, schlägt Stefan die Decke zurück, setzt sich an den Rand des Bettes und gähnt, dann steht er auf. Sie hört das Knipsen des Lichtschalters im Bad, Stefans Urinstrahl, der in die Klomuschel schlägt. Judith liegt auf dem Rücken, genau so, wie Verena Bruckner im Wald auf dem Rücken liegt. Sie stellt sich vor, sie könne ihren Körper nicht mehr bewegen, als sei sie darin gefangen, wie in einem Stein. Sie ist länger Krankenschwester, als sie mit Stefan verheiratet ist. Sie weiß, was nach dem Sterben übrig bleibt: Erkaltende Hautsäcke, angefüllt mit Knochen und Eingeweiden voller Gase, die entweichen, wenn man die Toten bewegt. Und man muss die Toten bewegen. Man muss sie aus ihren Betten hieven, um Platz zu machen für die Lebenden, man muss sie auf Bahren wuchten und darf nicht lachen, wenn die Hautsäcke dabei furzen und rülpsen, weil da kein Wille mehr ist, der das unterdrücken könnte.

Das Sirren von Stefans elektrischer Zahnbürste dringt aus dem Badezimmer. Judith bewegt ihre Finger, dann ihre Zehen. Sie wendet den Kopf und sieht aus dem Fenster. Aus dem Horizont sickert ein gelber Streifen, der in ein kaltes Blau übergeht, ein Satellit quert das letzte Schwarz der Nacht darüber.

Während sie schweigend Kaffee trinken, checkt Stefan sein Handy.

„Schau, was die Kathrin geschickt hat“, sagt er und hält das Telefon über den Tisch. Judiths muss gegen den Impuls ankämpfen, sich abzuwenden. Ein weiteres Foto von ihrer Tochter und Enkeltochter. Kathrin trägt eine graue Stoffhose und sonst nichts. Sie liegt mit leicht angezogenen Beinen auf der Seite im Bett, die Kleine nuckelt an ihrem prallen, von blauen Adern durchzogenen Busen, die Höfe der Brustwarzen sind groß wie Handteller. Das Baby ist sechs Monate alt und Kathrin schickt jeden Tag solche Fotos. Sie schickt sie nur mehr an Stefan, weil Judith fast nie darauf reagiert hat. Sie weiß, dass ihre Tochter deswegen verletzt ist, sie weiß, dass Kathrin ihr die mangelnde Anteilnahme irgendwann zum Vorwurf machen wird und sie deshalb streiten werden. Judith hat noch nie verstanden, woher Kathrin diesen Drang zur Inszenierung hat. Mit dem Hund war es das gleiche. Als der noch ein Welpen war, kamen jeden Tag Fotos. Kathrin und der Hund im Bett, auf dem Sofa, in der Hundeschule. Dann wurde der Hund älter, dann kam das Baby, dann wurde es Kathrin zu viel mit dem Hund und dem Baby und jetzt ist der Hund bei ihnen, obwohl Judith keinen Hund wollte. Das Baby werden sie nicht nehmen, wenn es Kathrin zu viel wird.

„Die sind so süß, wenn sie klein sind“, sagt Stefan.

„Sehr“, pflichtet Judith ihm bei, sie hört selbst, wie falsch sie klingt. Stefan legt das Handy weg und greift nach der Tasse.

„Wann hast du das letzte Mal mit Kathrin gesprochen?“

„Gestern.“

Er nickt, dann sagt er: „Sicher?“

„Dann eben vorgestern.“ Judith hält seinem Blick stand.

„Sie hat das Gefühl, du interessierst dich nicht für ihr Leben.“

„Das ist doch Blödsinn“, entgegnet sie schärfer als beabsichtigt.

„Du weißt, wie das ist mit einem Kind.“

Judiths Finger zeichnet einen Kreis auf die Tischplatte, dann ballt sie die Hand zur Faust. Sie weiß genau, wie das ist mit einem Kind, sie ist seit 28 Jahren Mutter, Kathrin ist es erst seit sechs Monaten.

„Warum sagst du eigentlich nie etwas?“, fragt er.

„Was soll ich denn sagen?“

„Ich sage nicht, dass du etwas sagen sollst. Ich frage nur, warum du es nicht tust.“

„Herrgott nochmal“, sagt Judith und denkt: weil mein Schädelknochen dicker ist als deiner.

Stefan trinkt seinen Kaffee aus, er steht auf, stopft die Zipfel seines karierten Hemdes in die Hose, dann fädelt er die Ärmel durch die Hosenträger und zieht sie über die Schultern.

„Ich muss los“, sagt er.

Herbst ist die beste Zeit für Baumschnitt, da hat Stefan immer viel zu tun. Er hat zwei Angestellte und zwei Autos. Er ist ziemlich gefragt, er könnte mehr Angestellte und Autos haben, aber dann würde er nur noch im Büro sitzen, telefonieren und Papierkram erledigen, und das will er nicht. Ein Gärtner gehört in den Garten und nicht hinter den Schreibtisch. Stefan mag seine Arbeit, er mag es, den Wuchs der Bäume und Büsche, ihre Ausrichtung nach dem Licht genau zu studieren, bevor er entscheidet, wie sie beschnitten werden sollen. Er macht alles, was seine Angestellten auch machen, er schaufelt Löcher, schleppt Säcke mit Erde und Kies und jätet Unkraut, nur auf hohe Leitern steigt er nicht mehr. Dafür gibt es keinen besonderen Grund, es ist nie etwas passiert, er hat einfach beschlossen, dass er zu alt dafür ist, in fünf Metern Höhe mit einer Säge zu hantieren. Das ist etwas, das Stefan auszeichnet: Er hört auf, bevor ein Unglück geschieht, nicht erst danach. Vor dem Altenheim hat Judith auf einer Unfallstation gearbeitet. Sie weiß, wie wenige sich auf diese Kunst verstehen.

Die Sonne steht noch nicht hoch genug, um das Ding in Verena Bruckners Fliederbusch zum Blitzen zu bringen. Während Judith ihre Sachen für die Arbeit packt, fragt sie sich, ob Aufhören und Beginnen einander bedingen. Schließlich wird etwas frei, wenn eine Sache aufhört, und das, was frei wird, füllt sich mit etwas anderem, ob man will oder nicht.

Dazu gehören Zimmer in Altenheimen.

Judith hat alles für den Einzug der neuen Bewohnerin auf ihrer Station vorbereitet. Die Formulare sind ausgefüllt, die Medikamentenliste ist in den Computer eingegeben, sie hat kontrolliert, ob das Zimmer ordentlich endgereinigt wurde und

auch nichts in den Schränken liegt, kein persönlicher Gegenstand des Vorgängers darin vergessen wurde, der im September verstorben ist.

Judith betritt das Zimmer mit einem Wasserkrug und zwei Gläsern. Die alte Frau auf dem Stuhl wirkt klein und verloren, als sie ihrem Sohn dabei zusieht, wie er die Kleidung in den Kasten räumt. Es ist nicht viel, es ist nie viel, das die Neuen mitbringen, dafür fehlt der Platz. Der Sohn redet auf seine Mutter ein, ohne sie anzusehen. Er sagt, was alle sagen: Dass es ihr gefallen wird, wenn sie sich erst einmal eingewöhnt hat, dass sie nun immer jemanden zum Reden haben wird, und Hilfe, wenn sie diese braucht. Sein Plappern erzählt genauso viel wie ihr Schweigen. Er wickelt eine kleine, weiße Vase aus einem Stück Zeitungspapier, stellt sie auf das Nachtkästchen und sagt: „Morgen bringt dir die Ursi Blumen mit.“ Die alte Frau betrachtet die Vase, ohne sie zu sehen. Was sie sieht, sind all die Blumen, die in ihren anderen Vasen verwelkt sind, die sie in einem Schrank aufbewahrt, der in einem Haus steht, in dem sie nicht mehr leben wird.

Ein Auto fährt die Straße entlang, die Scheinwerfer schneiden kegelförmig in die Dunkelheit, streifen für einige Sekunden Verena Bruckners alten Mercedes und die Mülltonnen am Gartenzaun, bevor alles wieder in Schwärze versinkt. Judith steht am Fenster, ihr fröstelt, sie wickelt die Weste enger um ihren Körper. Sie wartet, dass dort unten jemand den Lichtschalter betätigt. Es gibt niemanden, der Licht machen könnte, sie weiß es und trotzdem wartet sie darauf, denn sie traut ihrem Wissen nicht. Es fühlt sich unecht an, die Tote ein Trugbild, ein potemkinsches Dorf in ihrer Erinnerung, als sei sie nur einen Schritt davon entfernt, es als solches zu entlarven.

Der Kies knirscht, als Stefan den Wagen in die Einfahrt lenkt. Judith nimmt die Suppe vom Herd und stellt sie auf den Tisch. Sie hört die Eingangstür, Stefans freundliches Gemurmel, als er den Hund begrüßt, der ihm schwanzwedelnd ins Vorzimmer entgegen gelaufen ist.

Stefan ist ein großer Mann, aber wenn er Suppe isst, dann rundet sich sein Rücken und seine Schultern fallen nach vorne, um den Weg des Löffels zwischen Teller und Mund möglichst kurz zu halten. Dann sieht Judith gleichzeitig das Kind, das Stefan einmal gewesen ist, und den alten Mann, der er einmal sein wird.

Sein Handy piepst ein paar Mal hintereinander. Er sieht zur Anrichte, dann beugt er sich wieder über den Teller.

„Was, wenn es wichtig ist“, sagt sie.

„Die nackte Kathrin ist nicht wichtig“, entgegnet er.

Judith lacht. Das Lachen verankert sie, wie ein mit einem Schlag in die Erde gerammter Pflock. Sie wird sich plötzlich der Grenzen ihres Körpers bewusst, spürt den Boden unter ihren Füßen, die Stuhllehne in ihrem Rücken, sie wird der Schwerkraft gewahr, die die Dinge verlässlich an ihrem Platz hält, den Tisch, das Geschirr, den Mann, der ihr seit Jahrzehnten gegenüber sitzt.

„Kennst du das, wenn man auf einem Bahnsteig steht und ein Zug fährt ein und man hat plötzlich Angst, dass sich der eigene Körper vor den Zug wirft und man nichts dagegen tun kann und dieses Gefühl ist gleichzeitig furchtbar und großartig?“

Stefan hebt seinen Blick.

„Willst du dich vor einen Zug werfen?“

Judith schüttelt den Kopf.

„Beruhigend“, sagt er, und dann: „Ja, das kenne ich“, und plötzlich weiß Judith, warum ihr Mann auf keine Leitern mehr steigt.

Judith betritt den Hohlweg, der durch den Wald auf den Hügel führt. Sie geht schnell, ihr wird warm, sie öffnet die Jacke und wickelt den Schal lockerer. Als sie beim Wegstock ankommt, ist sie außer Atem, aber sie bleibt nicht stehen. Der Weg, der in die Senke auf der anderen Seite des Hügels führt, ist rutschig, was sie dazu zwingt, langsamer zu werden. Der nach Norden ausgerichtete Hang ist steil und dunkel. Sie geht nie in diesem Teil des Waldes spazieren, niemand geht dort spazieren, wer hier herkommt, hat etwas zu erledigen. Jäger, um Tiere zu füttern oder zu erschießen, Waldbesitzer, um Bäume zu setzen oder zu fällen. Fotografinnen auf der Suche nach einem Motiv.

Judith erreicht die große Monokultur aus Fichten. Es ist still, der Wald schluckt alle Geräusche von außerhalb, lässt nur Platz für jene, die in ihm passieren. Unter den tief hängenden Zweigen der eng gesetzten Nadelbäume herrscht immerwährender Dämmer.

Sie findet eine Stelle, die ihr breit genug erscheint und schiebt sich in den Spalt. Es riecht nach Harz, der mit Nadeln bedeckte Boden gibt unter ihren Füßen nach, die Zweige scharren über ihre Jacke, manche muss sie mit der Hand zur Seite drücken. Judith geht weiter bergab, bis sie das Gluckern und Murmeln des Baches hört, bis die Bäume sie wieder freigeben.

Verena Bruckners Kamera liegt auf einem Stein neben ihrem Kopf, der bunt bestickte Tragegurt hängt herab, den Verschluss des Objektivs hält sie in ihrer Hand, deren Finger leicht aufgefallen sind. Die Fingerkuppen haben sich violett verfärbt. Das schulterlange, von grauen Strähnen durchzogene Haar ist feucht geworden. Der Mund steht offen, die Lippen haben sich bis zum Zahnfleisch zurückgezogen und das Gebiss freigelegt. Die Augen liegen tiefer in den Höhlen, die Haut darum ist noch dunkler geworden, genauso wie die purpurnen Totenflecken an den Seiten ihres Halses. Das Gesicht ist dem Himmel zugewandt, die Lider halb geöffnet. Judith legt den Kopf in den Nacken, betrachtet die schwarzen, leicht schwingenden Verästelungen vor dem wolkenlosen Blau. Im Altenheim sterben sie unter einem grauen Plafond. Sie geht neben der Toten in die Hocke, sanft gleitet ihre Hand über die Jackentaschen der Frau, sie fühlt nach Gegenständen in ihnen. Der Schlüsselbund ist in der zugezippten Brusttasche. Einer der Schlüssel ist klein und neu, wahrscheinlich für den Postkasten. Der für die Haustür ist größer und alt. Sie sind mit einem ausgebleichten, geknüpften Band aneinander gebunden, eines von der Art, das sich Schulmädchen zum Zeichen ihrer Freundschaft schenken.

Zurück durch die Monokultur braucht Judith länger, nicht nur, weil es bergauf geht. Sie hat das Gefühl, etwas würde versuchen, sie zurückzuhalten, als stünden die Nadelbäume mit einem Mal enger. Geburtskanal, denkt Judith, das Wort steht plötzlich in ihren Gedanken. Sie ist so irritiert, dass sie einen Ast übersieht. Der Kratzer brennt auf ihrer Wange. Es ist der Schmerz, der sie die Möglichkeit begreifen lässt, einfach nach Hause zu gehen, die Polizei zu rufen und ihren Fund zu melden. Sie könnte bei der Wahrheit bleiben, könnte sagen, der Hund hätte sich losgerissen, die einzige Lüge wäre, dass das alles nicht heute passiert ist.



Der Waldrand kommt in Sicht, dann der schwarze Mercedes, der neben der Zufahrt geparkt ist. Auf der Höhe der Haustür bleibt Judith stehen. Sie weiß, dass man sie vom Dorf nicht sehen kann. Aber es gibt vieles, das man nicht sieht und das dennoch ist, die andere Seite des Mondes zum Beispiel oder Verena Bruckners Katze, die laut miauend Judiths Beine umstreicht, während sie in einer ihr fremden Küche die Bestecklade nach einer Gabel durchwühlt, um Futter aus der Dose zu schaufeln. Judith lehnt an der Küchenzeile und beobachtet die ausgehungerte Katze beim Fressen. Sie kann nicht anders, denn wenn sie den Blick hebt, überfällt sie starker Schwindel, als müsse sie sich erst an das Haus gewöhnen, wie an die dünne Luft eines hohen Berges. Erst als die Katze die letzten Reste aus der Schüssel geleckt hat, wagt Judith, sich abzuwenden und die Hände zu waschen. Sie trocknet sie mit einem Geschirrtuch, das an der Seite des Kühlschranks an einem Haken hängt, und betrachtet die Fotos, die mit Magneten an der Tür befestigt sind. Verena Bruckner zwischen Lamas in einer kargen Gebirgslandschaft, in einem Abendkleid an einer Straßenecke, die aussieht wie die Straßenecke einer amerikanischen Stadt, in einer festen Umarmung mit einem schönen schwarzen Mann. Auf allen Bildern lacht sie. Judith öffnet den Kühlschrank. Buttermilch, Käse, Weißwein. Die Gemüselade ist angefüllt mit kleinen grünen Kartonverpackungen. Dass es Filme für den Fotoapparat sind, versteht Judith erst, als sie eine herausnimmt.

Der Tisch ist zur Hälfte vollgeräumt mit Zeitungen, einer mit Walnüssen und Flusskieseln gefüllten Obstschale und einem silbernen Schnurlostelefon. Es gibt nur einen Sessel, er ist zurückgeschoben, an der linken Kante der Lehne hängt eine halb auf den Boden gerutschte Weste aus grüner Wolle.

Auf dem Tisch stehen die Reste von Verena Bruckners letzter Mahlzeit, ein zur Hälfte gegessenes Butterbrot auf einem kleinen Teller. Das Brot ist eingetrocknet und aufgewölbt, der Bissabdruck sieht aus wie der eines Kindes. Ihren Tee hat sie ausgetrunken, der Beutel klebt am Boden der Tasse. Daneben liegt ein aufgeschlagenes Buch, die Seiten sind mit Steinen beschwert.

Verena Bruckner hat nicht gewusst, dass sie nie wieder nach Hause zurückkommen wird, um ihr Geschirr wegzuräumen und ihr Buch fertig zu lesen, um ihre Schnappschüsse am Kühlschrank zu betrachten, die für niemanden mehr von

Bedeutung sind. Um ihre Katze zu füttern, von der nun keiner mehr weiß, wie sie heißt, die genauso namenlos ist wie die Trauer, die sich plötzlich aus Judith wühlt. Es ist eine alte Trauer, von einer Beschaffenheit, die sie verstehen lässt, weshalb sich die Menschen zum Trost einst Götter erfanden. Sie presst beide Hände auf ihr Gesicht, aber das Weinen lässt sich nicht zurückdrängen, es lässt nur zu, dass Judith sich ihm fügt.

Die Kälte des Wassers tut gut. Judith hält ihr Gesicht ein letztes Mal unter den Strahl, dann dreht sie den Hahn wieder zu. Sie fühlt sich leer, es ist die Leere der langen Sommertage, die Judith als Kind mit ihren Cousinen am Fluss verbracht hat, als das Gestern nicht zählte und das nächste Jahr genauso gut am Ende der Unendlichkeit hätte liegen können; als nichts zu tun oder zu denken gewesen war, als ins Wasser zu gehen, wenn es zu heiß wurde und zu essen, wenn der Hunger kam.

Die Katze folgt ihr durch die Wohnküche, die der größte Raum des Hauses ist. An der Stirnwand steht ein Arbeitstisch. Darauf eine mit Papieren gefüllte Ablage, zwei Bildschirme, eine weiße Tastatur und ein Handy, das schwarz bleibt, als Judith den Knopf an seiner Seite drückt.

Sie tritt ans Fenster, es ist eines derjenigen Fenster, die sie von ihrem eigenen Haus aus sehen kann. Die Wiese ist mehr gelb als grün, die langen Halme neigen sich unter ihrem eigenen Gewicht, es ist zu spät im Jahr für Blumen. Eine eng gedrängte Ansammlung von Mirabellenbäumen verdeckt den Blick auf die Anhöhe, aber Judith kann die Straße sehen, die zum Dorf führt, die Ortstafel vor ihrem Haus und die Magnolie in der Ecke ihres Gartens.

Judith sieht nach links, zum Fliederbusch. Die Quelle des Blitzens ist ein Mobile aus Spiegelscherben an einem seiner Äste. Die Scherben drehen sich sacht, reflektieren die darauf fallenden Sonnenstrahlen, lassen Lichtpunkte über die Wände und die offen stehende Tür tanzen, die zum Schlafzimmer führt.

Das Zimmer hat ein Fenster, das nach Osten geht, die Bodendielen sind breit und alt, sie knarzen bei jedem von Judiths Schritten. Alles ist weiß, das Bett, der Läufer davor, der Schrank, die Kommode unter dem Fenster, der mit Kleidung beladene Lehnstuhl in der Ecke, alles, nur der Betthimmel nicht. Er ist aus einem schimmernden,

hellblauen Stoff, so leicht, dass er durch den kleinen Luftwirbel in Bewegung gerät, als die Katze in einem geschmeidigen Satz aufs Bett springt.

Obwohl Verena Bruckner alleine gelebt hat, gibt es zwei Decken und Kissen, die mit der gleichen, weißen Bettwäsche überzogen sind, es gibt zwei Nachtkästchen, darauf jeweils eine Lampe. Sie schläft rechts, denn dort stapeln sich Bücher und neben der Lesebrille steht ein halbvolles Wasserglas. Auf dem Läufer liegt ein Paar Wollsocken, das von den Füßen gezogen und achtlos fallen gelassen wurde.

Judith schiebt die weiß gestrichene Tür zum Badezimmer auf. Das Waschbecken unter dem kleinen Fenster ist neu und hat doch schon einen Sprung. Sie streicht mit dem Finger darüber, aber er ist nicht zu spüren. In einem Keramikbecher steht eine deutlich benutzte Zahnbürste mit einem Holzstiel. Die Wanne ist rechts vom Becken, an ihrem Rand eine Ansammlung von Muscheln und Schnecken, die größte von ihnen das getigerte Gehäuse eines Nautilus. Der Spiegel hängt an der Wand neben der Tür. Auf dem Regal darunter Haargummis, ein kurzer Kamm mit breiten Zinken, eine Nagelfeile, ein kleiner Tiegel aus dunkelblauem Glas. Die Creme riecht genauso teuer, wie ihr Behältnis aussieht. Als sie es zurückstellt, entdeckt Judith den Lippenstift.

Sie zieht die Kappe ab. Langsam dreht sie am unteren Ende der schwarzen, eckigen Plastikhülle mit dem Goldrand. Dem Lippenstift ist anzusehen, dass er gern und häufig benutzt wurde. Judith lehnt sich ihrem Spiegelbild entgegen, sie trägt ihn zuerst oben auf, zieht ihn vom Amorbogen nach links, dann nach rechts, bevor sie ihn auf ihre Unterlippe setzt. Sie verteilt die Farbe, weicht zurück und betrachtet sich.

Die Sonne ist beinahe hinter der Anhöhe versunken, das Mobile hat aufgehört zu blitzen. Judith tritt an den Küchentisch und greift nach dem Schnurlostelefon, mit einem orangefarbenen Leuchten erwacht das Display zu Leben. Sie wählt langsam und mit Bedacht.

Es läutet fünf Mal, bevor Stefan mit einem freundlichen „Hallo“ abhebt. Sie weiß, dass er gerade nach Hause gekommen ist. Judith sieht ihn vor sich, wie er in ihrem gemeinsamen Vorzimmer steht, sich mit der freien Hand die Haube vom Kopf zieht. „Guten Abend“, sagt sie, „hier spricht Verena Bruckner.“

Sie bemüht sich nicht, ihre Stimme zu verstellen. Er ist irritiert, sie kann es an der Art hören, mit der er ihren Gruß erwidert, und an der kleinen Pause, bevor er entgegnet:

„Was kann ich für Sie tun?“

„Ich brauche einen Gärtner“, sagt sie.

Stefan bleibt sehr lange still. Im Schweigen ihres Mannes hört sie sein Ringen um eine plausible Erklärung.

„Judith?“, fragt er schließlich. „Bist du das?“

Sie lässt ihm keine Zeit, sich zu fassen, wirft ihren Satz in die Dämmerung zwischen ihnen.

„Können Sie heute noch kommen?“

Jetzt sieht sie sein Gesicht, die Augenbrauen, die sich heben, den überraschten Zug um seinen Mund, der auffällt.

„Es ist doch fast schon dunkel.“ Er klingt trotzig, aber sie kennt ihn fast ihr ganzes Leben, der Unwille ist vorgeschoben, soll nur seine Verlegenheit verstecken. Dann hört sie, wie er den Schlüssel vom Haken nimmt, an den er ihn gerade gehängt hat.

„Ich mache Licht“, sagt sie.